Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

XXI. Jahrgang.

Nummer 462. Berlin, Montag, den 12. September 1892.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Seitdem Gladstone seinen Einzug in die britische Regierung gehalten, sind russische und französische Stimmen geschäftig, zum soundsovielten Male eine Aenderung im Dreibund-Verhältnisse vorherzusagen und somit eine Krisis in den Friedens-Verhältnissen des europäischen Kontinents in nahe Aussicht zu stellen. Nun läßt es sich nicht leugnen, daß der Führer der englischen Whigpartei erklärtermaßen kein Freund des Dreibundes ist. Nach seiner Auffassung wäre der Frankfurter Frieden, welcher den gegenwärtigen Zustand der Dinge auf dem Festlande geschaffen, ein durchaus revisionsbedürftiges Werk, und der enge Anschluß Italiens an Deutschland und Oesterreich däucht ihm ebenso bedauerlich, wie die Festsetzung Oesterreichs auf dem Balkan und die Verminderung des russischen Einflusses in Bulgarien. Allein man hat schon bei Gelegenheit früherer Gladstonescher Ministerherrlichkeit die Erfahrung gemacht, daß der Premier in Amt und Würden anders handelt, als der Führer der Opposition gedacht. So war es gekommen, daß vor zehn Jahren der friedfertige Gladstone fast gleichzeitig den Krieg in Afghanistan und den Kampf gegen die Zulus in Südafrika führen mußte, des barbarischen Bombardements von Alexandrien gar nicht zu gedenken.

Gerade diese letztere Unthat ist es, welche die Verlängerung der Okkupation Egyptens durch englische Truppen erst recht nach sich zog und so alle platonischen Betheuerungen des Whigführers, daß er jede Beeinträchtigung fremder Volks-Selbstständigkeit verabscheue, thatsächlich zu Nichte machte. So stehen denn die Dinge auch noch so, daß die Hoffnungen der Franzosen, Gladstone werde auf den britischen Einfluß am Nil durch Rückberufung der englischen Truppen alsbald verzichten, sehr bald sich als unerfüllbar erweisen dürften. Gewiß, Gladstone hat persönlich keine Freude an dieser egyptischen Okkupation, allein er ist doch immer Stockengländer genug, um einzusehen, daß ein Verzicht auf die vorwiegende Stellung Altenglands im Lande des Khedive einer Preisgebung des Weges nach Indien ziemlich gleich käme. Dazu kommt, daß gerade jetzt gewisse russische Ränke in Afghanistan, sowie die Besetzung des Pamirplateaus durch russische Truppen, mehr von den Plänen der Petersburger Regierung enthüllten, als dem friedliebenden Premierminister der Königin Viktoria erwünscht sein kann.

Deshalb darf auch die französische Zumuthung, Egypten der Leitung einer Kommission der Großmächte zu unterstellen, und das Verbleiben der englischen Besatzungen im Wunderlande der Pyramiden an eine zeitlich genau festzusetzende Frist zu binden, in London jetzt schwerlich auf eine geneigtere Berücksichtigung rechnen, als sie in den Tagen Lord Salisburys dort gefunden. Damit ist auch gesagt, daß der englische Einfluß, den man in Paris für eine Lostrennung Italiens zu verwenden gedachte, diesem Verlangen nicht gerecht werden kann. Selbst wenn nicht Lord Rosebery in Downing-Street residirte, würde kein patriotischer britischer Staatsmann es für angemessen erachten, das Kabinet des Quirinals in die Arme der gleichzeitig mit dem Papst und dem Zarenreich liebäugelnden französischen Republik zu treiben. Dafür traten neuerdings Frankreichs Absichten auf Marokko, wo sie sich in augenfälligem Gegensatz zu den Strebungen der englischen Politik befinden, zu unverhüllt hervor.

Daran vermögen auch alle liebenswürdigen Redensarten, die bei den Columbusfesten in Genua zwischen dem König Humbert und dem französischen Admiral gewechselt wurden, nicht das Mindeste zu ändern. Die Hoffnung auf das russisch-französische Kronstadt des vergangenen Jahres diesmal ein italienisch-französisches Genua folgen zu lassen, die sich in einigen extravaganten Republikanerköpfen festgesetzt hatte, erweist sich als eine Chimäre. Die Enkel Machiavellis sind politisch zu kühle Rechner, um sich auf derartige Truggebilde einzulassen. Desto fester klammert man sich angesichts solcher unausbleiblichen Enttäuschungen in Paris an das russische Bündniß. Selbst ein so klarer Geschäftsführer wie Präsident Carnot kann nicht umhin, vor dem Gespensterhute des moskowitischen Bündnisses seine Referenz zu machen und die Umarmung eines russischen Nationalkracht gekleideten Schulknaben, die er jüngst öffentlich mit dem Ausrufe vollzog: „So umarme ich Rußland", beweist am Besten, daß der Präsident der Republik mit Behagen in den russischen Allianzgewässern umherzuplätschern gelernt hat, selbst auf die Gefahr hin, sich in den Augen des ruhig beobachtenden Europa einigermaßen lächerlich zu machen.

Unter diesen Umständen verdienen die Aufmerksamkeiten, welche man dem in Aix les Bains weilenden russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem kranken Herrn v. Giers, von französischer Seite erweist, immerhin eine gewisse Beachtung. Der Präsident der Republik, wie die Minister des Aeußern und des Krieges, die Herren Ribot und Freycinet, wetteifern in Aufmerksamkeiten für einen Staatsmann, von dem man allerdings in St. Petersburg behauptet, daß er nicht mehr an die Spitze seines Ressorts zurückkehren werde. Herr v. Giers war allerdings der nationalrussischen Partei in der Umgebung des Zaren stets ein Dorn im Auge. Er galt für zu „westlich" oder wenn man will zu „friedlich" und da diese letztere Stimmung mit gewissen Neigungen Kaiser Alexander III. innerlich stark harmonirte, so waren die russischen Chauvinisten trotz des geringen direkten Einflusses, dessen sich der Nachfolger des Fürsten Gortschakoff rühmen konnte, stets bemüht, diesen Mann durch einen Beamten zu ersetzen, der die minder friedliche Tonart beim Zaren amtlich zu vertreten vermochte. Diesen Mann hat man in dem Stellvertreter des Herrn v. Giers, Herrn Schischkin, gefunden, der es sofort, nachdem der Minister seinen Urlaub angetreten, über sich gewann, in einem wohlgefeilten Aktenstücke die Ehrlichkeit jener seltsamen Briefschaften in Abrede zu stellen, durch welche die bulgarische Regierung vor Kurzem die panslavistische Propaganda der verbrecherischsten Anschläge gegen das Leben der Machthaber von Sofia gezieht.

Herr v. Giers, so scheint es wenigstens, hatte Anstand genommen, seinen Namen unter ein Dokument zu setzen, von dem er bei seiner langjährigen Erfahrung voraussehen mußte, daß er bei dem größeren Theile des europäischen Publikums keinen Glauben finden werde. Herr Schischkin, der diese Feinfühligkeit nicht besaß, erwies sich durch die Versendung dieses Rundschreibens an die großmächtlichen Kabinette sofort als das gefügige Werkzeug jener Kreise, denen Herr v. Giers stets als unzulänglich in ihrem Sinne erschienen war und so sah man denn an der Newa die liebedienerischen Aufmerksamkeiten, mit denen die französischen Diplomaten den erkrankten Inhaber des Petersburger auswärtigen Amtes überhäuften, nur mit gemischten Gefühlen an, da man besorgte, daß die Devotion der Republikaner möglicherweise das ziemlich erblickene Prestige des Herrn v. Giers beim Zaren wieder aufzufrischen im Stande sein könne.

Jedenfalls aber wird man — ganz abgesehen von der Persönlichkeit, der sie dargebracht wurden — auf russischer Seite diese Kniebeugungen der Franzosen vor dem Russenthum schließlich doch mit Wohlgefallen aufnehmen, ohne daß die anderen festländischen Nationen deshalb zu besorgen brauchten, die Kriegsgefahr sei nun um so viel näher gerückt. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume der russisch-französischen Allianz nicht in den Himmel wachsen, und für den Augenblick hat die moderne Gottesgeißel, die Cholera, unter der ja auch ein Theil des deutschen Reiches zu seufzen hat, das ihrige dazu beigetragen, um in beiden verbündeten Ländern das Feuer der Kriegslust geziemend zu dämpfen.

Von Rußland weiß man ja zur Genüge, wie schwer in dem ohnehin von der Hungersnoth heimgesuchten Lande die Seuche gewüthet hat und wenn man in Paris sich auch seit Monaten die größte Mühe gab, das Vorhandensein der Epidemie zu vertuschen und abzuleugnen, so waren doch schließlich die Thatsachen stärker als alle Verheimlichungs-Versuche. Die Cholera herrscht in Paris und Havre und nicht nur in diesen Städten allein. Wohin eine solche Politik der Vertuschung führen kann, das hat sich gerade bei uns in Hamburg gezeigt, wo eine unselige Manie der Ableugnung die Verseuchung eines ganzen blühenden Landstriches herbeiführte und durch dieselbe das gesammte Reich in seiner Wohlfahrt unsäglich gefährdete. Wohl hat man schließlich in der freien Reichsstadt den Chef des Medizinalwesens dem allgemeinen Unwillen zum Opfer gebracht — aber man begann auch dort erst den Brunnen zuzudecken, nachdem das Kind hineingefallen war.

Daß die Epidemie bis jetzt auf das Hamburger Gebiet im Großen und Ganzen beschränkt blieb und daß an den übrigen Stellen des deutschen Reiches nur sporadische, verschleppte Fälle zur Kenntniß gelangten, darf als eine Folge der energischen hygienischen Maßnahmen betrachtet werden, mittelst deren man namentlich von Berlin aus der gefährlichen Seuche gegenübertrat. Um so schwer freilich werden die Opfer empfunden, die die Krankheit dem Wohlstande Hamburgs geschlagen, dessen Namen seinen Schwestern in den Gegenden des Reiches fast zum Verbrechen angerechnet wird. Man hat bei diesem Anlaß die betrübsame Erfahrung gemacht, daß jenes Gefühl, welches die Nation am 19. November 1859 so einmüthig beherrschte und das am 19. Juli 1870 so

Theater.

Von
Otto Neumann-Hofer.

Residenz-Theater: Die Dummen (Les Jobards). Lustspiel in 3 Akten von **Guinon** und **Denier**. Deutsch von Otto Brandes. — Hochparterre (Rez-de-chaussée). Lustspiel in 1 Akt von Julien **Verr de Turique**. Deutsch von Arnold Hirsch.

Um mit dem Nebensächlichsten anzufangen: der Einakter, der dem Ereigniß des Abends voranging, „Hochparterre" von Verr de Turique, ist ein echtes Lever de rideau, ein Musterstück seiner Gattung, d. h. ein Stück, das unter dem Emporziehen des Vorhangs, unter dem Klappen der Sessel, unter den Begrüßungen der Bekannten vor sich geht, das den Anspruch erheben darf, daß Niemand nach ihm hinhört, und das nur ein hübsches Wort zu haben braucht, das letzte, das mot de la fin. Das mot de la fin greift man auf — es war auch gestern nicht übel — man lacht darüber und quittirt damit über den nicht gehabten Genuß. So ist es in Paris. In Berlin ist diese Gattung am unrechten Platze; wir kennen nicht die Reihettlosigkeit, ein Stück unter Geplauder und Sesselgeklapper zu begraben, wir hören aufmerksam zu und damit thun wir diesen flüchtigen Skücchen gerade das schwerste Unrecht. Das Lever de rideau von gestern hat den vollen Anspruch in Berlin nur dadurch befriedigen kann, daß man diesen Anspruch in Berlin nur dadurch befriedigen kann, daß man das Stück nicht aufführt, so hat der Direktor des Residenz-Theaters beschlossen, es fallen zu lassen.

Ich sprach vom Ereigniß des Abends. Und für mich giebt es ein Ereigniß, das ist freilich nicht die ganze Komödie der Herren Guinon und Denier, aber die letzte Szene darin. Ich schrieb schon gestern, es ist die beste des Stückes; ich will mich heute noch verstärken: sie ist meisterhaft. Es giebt einen alten deutschen Reimspruch, der lautet: Lehrling ist Jedermann, Geselle, der was kann, Meister, der was erkann. Wer der beiden Verfasser diese letzte Szene ersonnen hat (ich höre, Albert Guinon soll den Hauptantheil daran haben), er ist ein Meister. Da ist etwas Neues, Ursprüngliches, Vorbildloses geschaffen worden, und zwar mit den echtesten und schlichtesten Kunstmitteln. Daß das Publikum mit dieser Szene nicht einverstanden war, ja gerade durch sie verkältet wurde, ist richtig: um so schlimmer fürs Publikum. Die Mißverkältet aber, die die Feinheit und Echtheit dieser Szene zu genießen wußte, empfand sie wie eine köstliche Erfrischung, wie den Genuß einer seltenen Frucht, wie eine jener literarischen Inspirationen, die einen plötzlich hinweg heben von der qualvollen Landstraße der gewohnten Banalitäten.

Im Uebrigen ist das Stück nicht schlecht. Aber nicht ungewöhnlich anregend. Eine hübsche Talentprobe, die sich brav an vorhandene Muster hält. Schon in der Fabel regnets von Reminiszenzen. Das Stück behandelt den Konflikt von Ehre und Geld. Siehe Augier, siehe Ponsard. Ja, Ponsards L'Honneur et l'Argent entwickelt in etwas steifen Versen angefähr denselben Schicksalsgang wie die Jobards in ziemlich lebendiger moderner Prosa. Ein Sohn verzichtet auf das unehrenhaft erworbene Vermögen seines Vaters, wie Henri Charrier in Augiers Effrontés; wie in Sardous Famille Benoiton wird zwischen Eltern und Kindern um Mein und Dein gehandelt; Erinnerungen an neuere Stücke, wie die Corbeaux, die Faux Bonshommes, kommen hinzu. Doch wozu mit Titeln erüden, genug, die Verfasser nehmen ihr Gutes, wo sie es finden. Wer wollte es ihnen verübeln —, wenn sie nur ihr Gutes, das sie gefunden, in starker Eigenart verarbeitet hätten! Eine Eigenart haben sie gewiß, Verfasser sind noch nicht sicher genug in ihrem eigenen Stil, um ihn mutlos und unbefangen schalten zu lassen. Bald erinnern sie sich an die bühnentechnischen Kunststücke der älteren Schule, und sie ahnen sie mit großem Geschick nach. Bald erinnern sie sich an die Forderung lebenswahrer Charakteristik der neueren Schule, und sie bemühen sich, ihr nachzukommen, denn sie tragen zu starke Lichter auf, Lichter, die oft sich nicht abstimmen lassen zu anderen Lichtern, die sie derselben Figur vorher aufgesetzt hatten. So ist da z. B., um das krasseste Beispiel zu nennen, ein junges Mädchen vorhanden, das in einem Akt mit ihrem Geliebten in Armuth leben möchte, in anderen verlangt, keine Kinder zu bekommen, um nicht in ihren Bällen und Empfängen gestört zu werden. Auch der trostlos pessimistische Zug des Ganzen, daß die Rechtschaffenheit hienieden nichts als Dummheit sei, ist eine Folge der Anlehnung. Die junge französische Dramatik, die sich am Theâtre libre aufgerankt hat, ist in einen Pessimismus verrannt, den die realistische Dramatik der anderen Länder in dieser Verkürzung nicht kennt. Zola und Henri Becque, von zwei verschiedenen Ausgangspunkten herkommend, schlugen diesen brutalen Ton an, der sich dem französischen Naturalismus überhaupt anhaftet, und aus einem Trotz gegen den Philister, der die Sardouschen Marionetten vergiebt, weil er sich bei ihnen amüsirt. Guinon und Denier sieht dieser Muß-Pessimismus gar nicht natürlich zu Gesicht. Sie haben ihn sich von Henri Becque abgeholt, ebenso wie die unnöthig starken und grausamen Worte. Im Grunde genommen scheinen die Herren Guinon und Denier brave Optimisten zu sein: erstens haben sie zweifellos ein heiteres Temperament; denn wer in ein Thema von schwindendes Trostlosigkeit soviel richtige Lustspielmomente einflechten kann, ist kein Sauertopf; zweitens kommt ihre eigentliche Seele, wie ihr eigentliches Talent, erst in der letzten Szene zum Vorschein, und diese letzte Szene ist ein Versuch, die Rechtschaffenheit, nachdem sie so viel Niederlagen erlitten, zu rechtfertigen durch das unauslöschliche Glück, das sie dem Herzen der Braven einflößt. Leider nur ein Versuch! Hätten die Verfasser diese Note noch stärker angeschlagen, hätten sie die innere Miserabilität der äußerlich triumphirenden Gemeinheit daneben gestellt, so würde das Stück nicht den einseitig pessimistischen Zug gehabt haben und sie würden das Gleichgewicht, das nun einmal in der Welt glücklicherweise herrscht, auch in ihrem Werke hergestellt haben.

„Jobard" erklärt der Sachs-Villatte mit „Gimpel", „leichtgläubiger Trop!"; Otto Brandes, der unseren Lesern Wohlbekannte, übersetzt kurz: „Die Dummen."

Wer sind die Dummen?
Herr Henri Bonnardel und seine Mutter.
Und warum sind sie dumm?

Sie haben von dem verstorbenen Herrn Bonnardel ein Vermögen von 80,000 Francs geerbt; plötzlich erfahren sie, daß Herr Bonnardel dieses Vermögen durch einen Gaunerstreich, der gesetzlich zwar nicht anzutasten ist, erworben hat; ohne Besinnen entäußern sie sich ihres Vermögens und treten es den Erben des vor so und viel Jahren Geschädigten ab. Das ist ihre „Dummheit."

Wer hält es dafür?

Alle außer einem jungen Mädchen, Namens Noëmie. Von dieser Noëmie später. Henris Freund, Herr Fourichon, hält es für eine Dummheit; der Advokat, der den Prozeß gegen den alten Bonnardel geführt hat, hält es für eine Dummheit; und vor Allem Herr Gallois, Henris Schwiegervater in spe, hält es für eine Dummheit.

Henri ist nämlich verlobt mit Fräulein Aline Gallois, die 500,000 Francs Mitgift bekommen soll. Der alte Gallois ist der geriebene Spitzbube, wie er im Buche steht. Mit dem Gesetz wird er niemals in Konflikt kommen, aber wo er einen übers Ohr hauen kann, thut er's nicht mehr wie gern. Selbst seinen Schwiegersohn, dem er die 500,000 Francs Mitgift wieder abschwindelt. Unnöthig zu sagen, daß er die Verlobung sofort aufhebt, als er erfährt, welch eine „Dummheit" sein künftiger Schwiegersohn auszuführen im Begriffe steht. Und Aline? Sie wirft sich ihrem Henri zärtlich um den Hals: „Ich will bei Dir bleiben; was thut es, daß wir nicht reich sind! Wir werden sparen, wir werden nicht fünf Diener, sondern nur drei haben; wir werden keine eigene Equipage haben, sondern uns ein Coupé monatlich miethen; wir werden nur alle 14 Tage ein großes Diner haben, und ich kenne eine Modistin, die die entzückendsten Hüte für nur 80 Francs liefert." Ich bemerke, daß dieses naive Kind 21 Jahre alt ist. Als Henri ihr erklärt, was die Armuth wirklich ist, von der sie keine Ahnung zu haben scheint, wendet sie sich ab und verschwindet mit den Worten: „Wenn Du nur wenigstens 20,000 Francs Rente hättest." Später erklärt sie: „Ich mache mir aus dem Gelde nichts, aber ich kann es nicht entbehren."

Henri verliert also sein Vermögen und seine Braut, die er leidenschaftlich geliebt hat. Es ist also wirklich ein Heldenstück, das er leistet, als er auf sein Vermögen verzichtet. Um so richtiger ist es und feiner, daß er es ohne Bedenken thut, unter dem ersten Impulse. Würde er sich die Sache überlegen, wer weiß, ob er standhaft bliebe! Er verfällt in Armuth. Nicht allein das, er verfällt in bitterste Noth und seine alte Mutter mit ihm. Und hier ist ein Punkt, der uns in Deutschland unfaßlich erscheint. Henri muß natürlich als mittelloser junger Mann arbeiten. Aber er hat nichts gelernt. Er kann nichts. Bei uns ist es üblich, daß ein Sohn, der 800,000 Mark von seinem Vater erbt, in das Geschäft des Vaters tritt oder Offizier wird oder studirt, kurz, einen Beruf ergreift. Angenommen, Henri hätte Jura studirt und wäre ein junger Advokat. Was wäre die Folge seines Edelmuths? Man hätte gesagt: Das muß ein Muster von Rechtschaffenheit sein, dem kann man vertrauen und im Nu hätte er eine kolossale Praxis gehabt, die ihn für den Verlust seines Vermögens entschädigte. Hier nichts von alledem. Henri kann gar nichts. Bei Augier ist diese Figur ein junger Edelmann, der es der Reinheit seines Wappens schuldig ist, nichts gelernt zu haben. Henri aber ist ein Plebejer, ein vortrefflich erzogener Mensch,